

So fremd, so nah Ein produktiver Ausflug in die Forscherwelt

Ellis Fröder

Als ich unter die Wissenschaftler fiel, hatte ich über 20 Jahre in der aktuellen politischen TV-Berichterstattung hinter mir. Das heißt: zwei Jahrzehnte lang Zeitknappheit, Termindruck und Arbeiten nach dem Schema sekundengenaue geplanter Produktionsabläufe, immer ein Auge auf die Tages- und Stundenaktualität, die Agenturen, Radio- und Fernsehnachrichten, das Internet – und auf die Konkurrenz.

Und dann die Stufen hoch zum WZB, den Blick frei durch die Eingangstür ins Innere des wunderbaren alten Gebäudes. Rein in die Welt der Wissenschaft und der Wissenschaftler, die genau die Themen erforschen, mit denen wir Journalisten täglich zu tun haben, die wir aber, gerade in aktuellen Redaktionen, oft nicht in Ruhe recherchieren können. Denn schon wieder steht die nächste Sendung an, das nächste Thema.

Berlin war die zweite Phase des Journalisten-Fellowship, das Redakteuren und Reportern die Möglichkeit bietet, den Dialog mit der Forschung abseits der Tagesproduktion zu üben, Material zu sammeln und zur Abwechslung einfach mal zweckfrei nachzudenken. Die erste Phase hatte ich Ende 2010 in Köln erlebt, am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, noch im Dunstkreis meines Senders, des Westdeutschen Rundfunks.

Zwei Wochen lang hatte ich nun die Gelegenheit, mit den WZBlern zu reden, zu diskutieren und staunend zu erfahren, was alles wissenschaftlich hinterfragt und erforscht wird. Es ist nicht zu leugnen: Da prallen zwei Welten aufeinander. Schon die zeitliche Perspektive könnte unterschiedlicher nicht sein. Forscher warten geduldig bis zu eineinhalb Jahren, bis ein Artikel in einer begutachteten Zeitschrift erscheint. Häufig fällt es ihnen schwer, sich in schriftlichen Äußerungen knapp zu halten oder auch nur vorgegebene Längen ohne Murren einzuhalten. Natürlich gibt es immer noch feinste Differenzierungen, die nicht unerwähnt bleiben dürfen, Verweise auf grundlegende theoretische Debatten, auf die einzugehen ist. Für Forscher ist es ein schmerzlicher Gedanke, eine wissenschaftliche Arbeit auf eine einzige knappe Kernaussage in einem Fernseh-Interview zu reduzieren; es hat seinen Preis, ein Millionenpublikum zu erreichen.

Dabei gibt es bei näherem Hinsehen doch die eine oder andere Ähnlichkeit zwischen den beiden Welten. Auch für Wissenschaftler ist die Zeit rar und teuer. Ihre Leitwährung hat die Einheiten Minuten, Stunden, Tage. Beratung für Politik und Gesellschaft, Begleitung von jungen Forschern, Lehre, Verwaltung und Rechenschaftslegung – all das frisst Zeit und Energie, die sie vor allem für Feldforschung, Rechnen, Analyse und Dialog mit anderen Forschern bräuchten. Auch das Schielen der TV-Journalisten nach der Quote ist ja nicht ganz ohne Entsprechung in der Forscherwelt. Publikationslisten, Zitationsindizes, Rankings und Ratings, Vergleiche mit anderen Instituten oder Hochschulen, Schielen nach dem eigenen und dem Fremd-Renommee, sind das nicht auch Quotensysteme, die Druck ausüben, Fehlanreize schaffen, Anpassung an den Mainstream nahelegen oder an die Konkurrenz? *Publish or perish* – das klingt ja nicht gerade nach gespanntem Forschen und Denken.

Gemeinsam haben wir alle ja auch die Sprache – im Prinzip zumindest. Aber da zeigen sich auch die großen Unterschiede. Zum Beispiel „soziales Kapital“. Als ich diesen Ausdruck bei einem der öffentlichen Vorträge zum ersten Mal hörte, zuckte ich zusammen. Ein Ausdruck, der in mir sofort folgende Assoziationskette auslöste: Humankapital, Arbeiterbestand, Menschenmaterial ... Wörterbuch des Unmenschen. Geduldig erklärten mir die Wissenschaftler, dass es sich hierbei um einen politisch korrekten Ausdruck in der Soziologie handelt.

All das habe ich an- und aufgenommen, und doch bleibt ein leicht befremdliches Gefühl zurück. Auf der einen Seite die Sprache der Wissenschaft, die klare Kategorien und Begriffe definiert, diese begründet und relativiert. Auf der anderen Seite die Ferne und Kälte, die ein Begriff wie „soziales Kapital“ wohl bei jedem Journalisten auslöst, der sich redlich bemüht, in einer Sprache zu schreiben, die verständlich und eindeutig ist, nichts verschleiert oder schön schreibt. All jene am WZB, mit denen ich über diesen Begriff gesprochen habe, werden jetzt vielleicht denken, dass ich noch immer nicht verstanden habe, was damit wirklich gemeint ist. Doch, ich glaube schon, dass ich es verstanden habe, aber zeigt diese Diskussion

Journalist in Residence 2011: Das WZB bietet erfahrenen Journalisten erneut die Möglichkeit eines Gastaufenthaltes an. Im Dialog mit den Forschern können sie sich einem selbst gewählten Projekt widmen. Aufenthalte von sechs Wochen bis zu drei Monaten sind möglich. Das WZB gewährt hierfür ein Stipendium in Anlehnung an das Gehalt. Bewerben können sich fest angestellte Redakteure und freie Journalisten mit mehrjähriger Berufserfahrung bis zum 16. Mai 2011. Informationen: presse@wzb.eu

nicht, wie genau man mit Sprache umgehen muss, um nicht missverstanden zu werden? Zeigt es nicht, wie sensibel man mit solchen Begriffen umgehen muss und sollte? Nicht alle haben schließlich Soziologie studiert und können den Begriff richtig zuordnen.

Und damit sind wir vielleicht beim wichtigsten Punkt dieses Journalistenstipendiums, bei dem sich die zwei Planeten Wissenschaft und Journalismus näherkommen sollten. Wissenschaft ist ja keine Soloveranstaltung innerhalb einer demokratischen Gesellschaft. Die Gesellschaft hat ein Recht, am Wissenszuwachs teilzuhaben, und die Wissenschaft wiederum hat die Pflicht, ihre Ergebnisse transparent zu machen. Heribert Prantl, Inlandschef der Süddeutschen Zeitung, hat kürzlich geschrieben: Ein Strafrechtler ist erst dann ein wirklich guter Strafrechtler, wenn er die Probleme der Sicherungsverwahrung nicht nur in der Vorlesung, sondern auch in der Tageszeitung erklären kann. Und ein ausgezeichneter Strafrechtler ist er dann, wenn ihm das sogar in der Bildzeitung gelingt. Für die Wissenschaftler aus anderen Disziplinen gilt das auch.“ Deshalb haben mir die Dis-

kussionen am WZB ausgesprochen viel Spaß gemacht. Trotz manchmal etwas umständlicher Terminologie habe ich viel Offenheit und Neugierde erlebt, genau das, was auch im Journalismus unser täglich Brot ist.

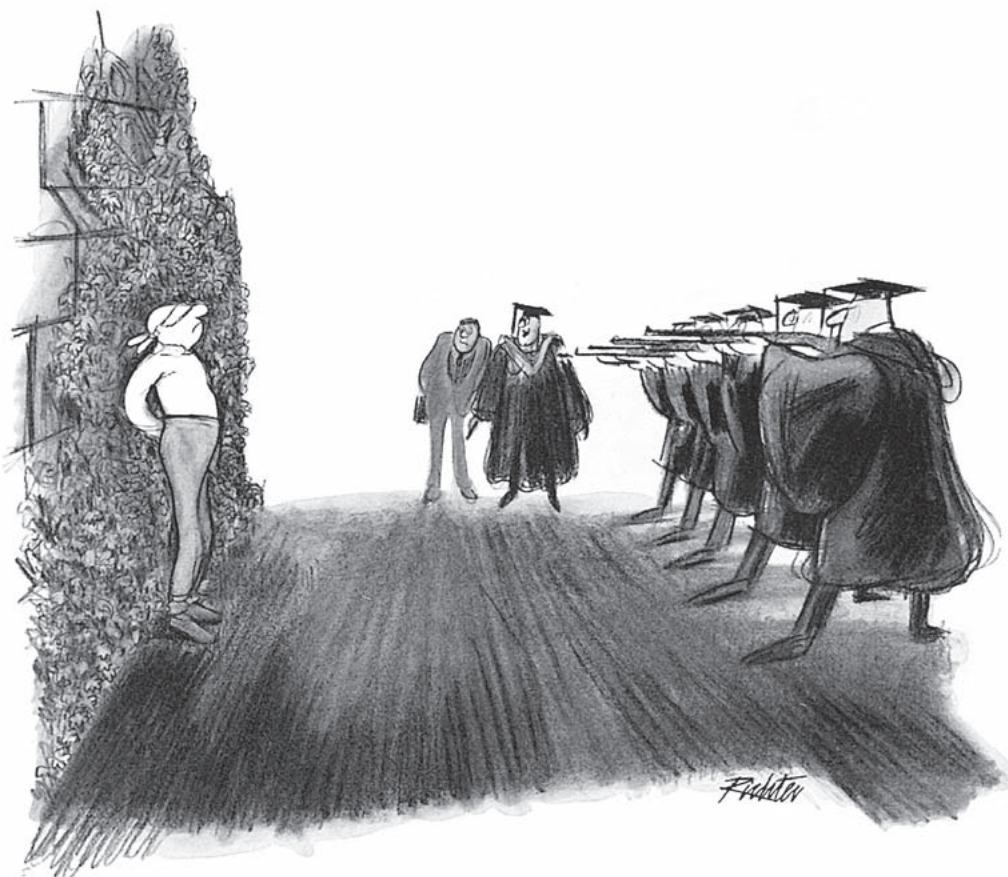
Ein Bericht für die 20-Uhr-Tagesschau muss spätestens zehn Minuten vorher fertig sein, da gibt's kein Aufschieben und keine Entschuldigung, wenn man eigentlich noch etwas mehr Zeit brauchen könnte – das alles hinterlässt Spuren und lässt einen schon etwas ungeduldig werden, wenn nicht jeder sofort auf den Punkt kommt und (in Journalistenaugen) allzu ruhig und differenziert erst einmal die Frage grundsätzlich erörtern möchte. Aber genau die Zeit und Geduld hatte ich während dieser produktiven Auszeit.

Guter Journalismus braucht den wissenschaftlichen Sachverstand, und eine gute Wissenschaft will und muss mit ihren Erkenntnissen in die Öffentlichkeit. Die Bereitschaft des Max-Planck-Instituts und des WZB, auch künftig die Eingangstür für Journalistenstipendiaten offen zu halten, ist der richtige Weg.



[Foto: Herby Sachs/WDR]

Ellis Fröder ist stellvertretende Leiterin Zeitgeschehen aktuell/Tagesschau/Tagesthemen beim Westdeutschen Rundfunk und Redaktionsleiterin des ARD-Pressclub. Als Journalist in Residence hat sie im Winter 2010/2011 sechs Wochen am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung und am WZB verbracht.



"It's publish or perish, and he hasn't published."